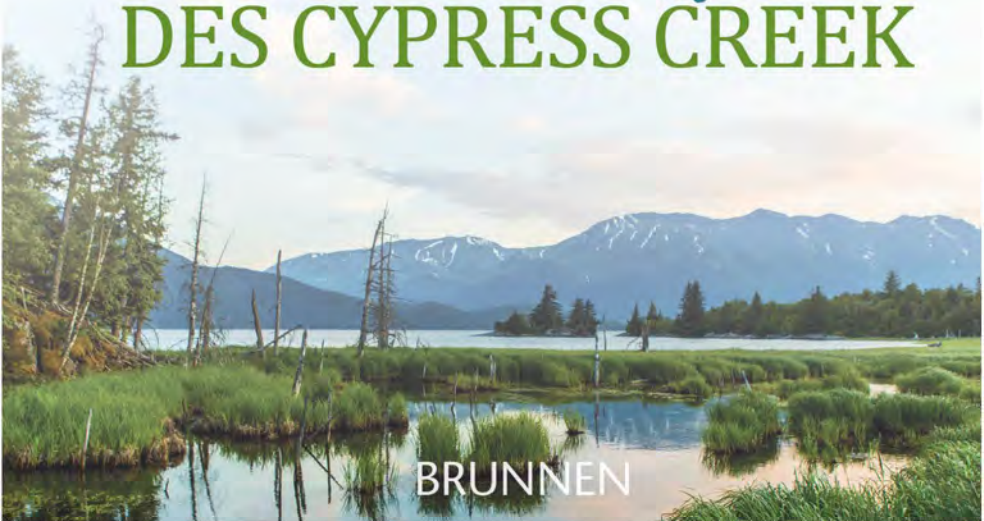




❧ PAM HILLMAN ❧

An den Ufern
DES CYPRESS CREEK



BRUNNEN

PAM HILLMAN

An den Ufern
DES CYPRESS CREEK

Deutsch von Heide Müller

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Originally published in English in the U.S.A. under the title:
The Crossing At Cypress Creek, by Pam Hillman
Copyright © 2019 by Pam Hillman
German edition ©2020 by Brunnen Verlag GmbH
with permission of Tyndale House Publishers, Inc.
All rights reserved.

Die verwendeten Bibelzitate
sind der Lutherbibel 1912 entnommen.



© der deutschen Ausgabe: 2020 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
Lektorat: Carolin Kotthaus
Umschlagfoto: Ben Brinker / stocksy.com; Rekha Garton / Trevillion Images
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP media GmbH, Pößneck
ISBN Buch 978-3-7655-0734-2
ISBN E-Book 978-3-7655-7549-5
www.brunnen-verlag.de



Kapitel 1

Natchez Under-the-Hill am Ufer des Mississippi

August 1792

Caleb O'Shea schreckte aus dem Schlaf hoch. Es war plötzlich ganz still.

Er schwang seine Beine aus der Koje und schüttelte Reggie Caruthers. „Hey, wir haben angelegt.“

Von Reggie war nur ein Stöhnen zu vernehmen.

Caleb wischte mit der Hand über die Augenbraue des jüngeren Mannes und spürte, welche Hitze von seiner feuchten Haut ausging. „Reggie, Mann, hast du gehört?“

„O'Shea, bist du's?“ Caruthers regte sich; seine Stimme klang schwach und vom spärlichen Gebrauch in letzter Zeit wie eingerostet.

„Ja. Wir haben angelegt.“

„Wo?“

Caleb runzelte die Stirn. Der junge Mann war wohl kränker, als er gedacht hatte. Er hatte ihm schon zweimal gesagt, dass der Kapitän vorhatte, flussaufwärts von New Orleans an einem Binnenhafen am Mississippi anzudocken. „Natchez.“

„Natchez?“

„Genau. Du bist daheim.“

„Ich muss sofort runter von diesem Schiff!“ Caruthers setzte sich auf und hievte mit Mühe seine Beine über den Rand der Koje. Selbst bei dem schwachen Lichtstrahl, der durch die offene Einstiegs Luke in die Kajüte fiel, sah diese Landratte aus wie der lebendige Tod. „Ich ... ich muss zu Bloomfield.“

„So wie du ausschaust, schaffst du es nirgendwohin.“

Caruthers zog sich am Rand der oberen Koje hoch und stand auf. Als er nach seinem Wams griff, zitterten seine Arme und er konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Caleb saß auf seiner Koje und blickte ihn an. An Entschlossenheit mangelte es Reggie jedenfalls nicht, aber das hatte er auch schon vor ein paar Monaten unter Beweis gestellt, als er Caleb und ein halbes Dutzend anderer gerettet hatte. Das britische Handelsschiff, auf dem sie damals angeheuert hatten, war vor der Küste von Afrika in einem Sturm gekentert.

Jetzt hörte Caleb das Knarren der Sprossenleiter. Tiberius, ein schlanker Maure, einer der Geretteten, kam mit einer Schale lauwarmer Brühe in der Hand die Leiter heruntergestiegen. Schweiß glitzerte auf den dunklen Brauen des kräftigen Mannes und das frühe Morgenlicht, das durch die offene Luke hereinflie, spiegelte sich in dem goldenen Ring in seinem linken Ohr. „Wie geht’s ihm?“

„Der ist vom Fieber schon ganz von Sinnen.“

Caruthers verlor den Halt an der Koje und taumelte zur Seite. Er wäre mit dem Gesicht voraus in der Koje gegenüber gelandet, hätte Caleb seinen schwachen Körper nicht gerade noch aufgefangen. „Leg dich doch einfach hin und trink ein bisschen Brühe! Schon deine Kräfte, wenn du nicht willst, dass der Captain dich den Fischen füttert.“

Caruthers schubste ihn weg und seine blassblauen Augen glühten – ob vom Fieber oder vor Wut, war schwer zu sagen. Mit einem Finger griff er an die Leiter. „Ich geh jetzt an Deck und runter vom Schiff – und wenn ich auf allen vieren zum Hafen kriechen muss. Acht Monate auf See! Acht Monate Zwangsdienst! Meine Familie hält mich bestimmt schon für tot. Ich muss jetzt heim!“ Er artikulierte jedes Wort überdeutlich.

„Heim? Was? Hast du mir nicht selbst erzählt, von Natchez bis zu dir seien es sieben Tagesreisen? Das schaffst du doch nie im Leben.“

„Ich lass mich nicht aufhalten!“ Caruthers warf sein Wams von sich und Caleb fing es auf. „Schafft mich einfach an Land. Das

seid ihr mir schuldig.“ Sein Blick wanderte zwischen Caleb und Tiberius hin und her. „Alle beide.“

„Ja, ist ja in Ordnung. Wir bringen dich zu diesem Bloomfield. Aber dann musst du selbst seh'n, wie du klarkommst.“ Calebs Blick traf auf den von Tiberius, der finster vor sich hin starrte, und er deutete mit dem Kinn in Richtung Deck. „Sieh zu, dass du Duff findest. Wir gehn an Land.“



„Gefällt Ihnen der Mörser, Miss?“

Alanah Adams sah von dem Marmormörser mit Stößel auf und blickte den Apotheker an.

Bedauernd stellte sie ihn aufs Regal zurück und griff nach ihrem Korb. Er war bis zum Rand mit all den Dingen gefüllt, die sie in den tiefen, dunklen Wäldern um Cypress Creek nicht würde ernten können. „Ja, sehr sogar, aber ich kann ihn mir leider nicht leisten.“

Mr Weaver wog den Lederbeutel bedächtig in seiner Hand und sagte – nicht ganz uneigennützig, aber in väterlichem Ton: „Ich muss Ihnen widersprechen. Hier sind eine ganze Menge Münzen drin. Und Sie könnten sie dafür ausgeben, wenn ich das so sagen darf.“

Die Versuchung, das Angebot anzunehmen, war beinahe übermächtig, aber Alanah schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein danke, Mr Weaver. Diese Münzen werden leider anderweitig benötigt.“

„Wenn Sie wirklich meinen ...“

„Ja, das meine ich.“ Alanah streckte die Hand aus. „Meinen Lohn, wenn ich bitten darf.“

„Natürlich.“

Der Apotheker reichte ihr den Beutel, den Alanah sicher verstaute, bevor sie sich zum Gehen umwandte.

Er folgte ihr. „Vergessen Sie nicht: Das nächste Mal, wenn Sie

nach Natchez kommen, könnte ich noch mehr Zypressenöl und Blutwurz gebrauchen.“

„Sie wissen doch, wie schwer Blutwurz zu finden ist.“

„Aber ich bin doch auf Sie angewiesen, Miss.“ Mr Weaver deutete mit einer weit ausladenden Handbewegung auf die Regale, die mit allerlei Heilmitteln gefüllt waren. „Wenn jemand welchen finden kann, dann sicherlich Sie.“

Alanah blieb stehen, die Hand auf der Klinke. „Ich tue mein Bestes. Aber ich kann noch nicht sagen, wann ich es wieder nach Natchez schaffe.“

Auf dem Weg hatten jede Menge Gefahren gelauert. Und wenn ihr Onkel in der Zwischenzeit gemerkt hatte, dass sie sich während seiner Abwesenheit und gegen seinen Willen nach Natchez aufgemacht hatte, würde er bei ihrer Rückkehr sicher außer sich sein vor Zorn. Aber sie hatte doch so dringend Flaschen und Verschlüsse benötigt, zudem genügend Vorräte für die kommenden Monate. Und Mr Weaver zahlte für die Kräuter, die sie ihm lieferte, einen guten Preis.

Da ging die Tür auf und Lydia spähte herein, die Stirn in Falten gelegt. Als sie den Apotheker neben Alanah stehen sah, schlug die dunkelhäutige Frau die Augen nieder und sagte ganz untypisch entschuldigend: „Wir müssen gehen, Mistress.“

„Natürlich.“ Alanah wandte sich dem Apotheker zu und verabschiedete sich mit einem Knicks. „Guten Tag, Sir.“

Vor dem Laden nahm Lydia Alanah den Korb ab und blickte sie ein wenig missmutig an. Keine Spur mehr von Unterwürfigkeit. „Warum hast du so lange gebraucht?“, fragte sie ungeduldig. „Der Vormittag ist ja schon halb vorbei.“

„Tut mir leid, Lydia, aber ich musste warten, bis Mrs Simsons ihren Laden aufmachte. Ich brauchte doch Musselin. Und du weißt ja, wie gern sie noch bei einer Tasse Tee einen kleinen Schwatz hält.“ Alanah trat einen Schritt zur Seite, um einen Hafenspediteur mit einem sperrigen Koffer vorbeizulassen.

„Wir können von Glück sagen, wenn noch keiner die Pferde gestohlen hat.“ Die Art, wie Lydia ihnen mit ihrem fülligen Körper

einen Weg durch die Menge bahnte, erinnerte an die Teilung des Roten Meeres. „Und von noch mehr Glück, wenn dein Onkel noch nicht zurück ist.“

„Du hättest ja nicht mitzukommen brauchen.“ Der Blick, den Lydia Alanah daraufhin zuwarf, sprach Bände und erinnerte Alanah daran, wie Lydia über Alleingänge in die Stadt dachte. „Und außerdem hatte ich gar keine andere Wahl.“

Ihr Onkel schien zu glauben, sie könnten von der mageren Nachlese leben, die das Sumpfland hergab, aber manche Dinge waren in der Wildnis einfach nicht zu finden. Drei Wochen war er nun schon fort zum Predigen in jedem Winkel und Weiler im ganzen Umkreis.

Als vor fünf Tagen das Salz ausgegangen war, wusste sie, dass sie ihre Unternehmung nun nicht länger aufschieben konnte. Sie und Lydia hatten sich beeilt, um Natchez so schnell wie möglich zu erreichen. Und auf dem Rückweg mussten sie sich nun mindestens ebenso beeilen, um vor ihrem Onkel zu Hause zu sein. Auf keinen Fall durfte er die Vorräte bemerken, die Alanah für die kommenden Monate eingekauft hatte.

Am besten würde sie sie im Erdkeller aufbewahren, wo sie ihm gar nicht auffallen würden.

Alanah kam Lydia auf dem Weg durch die überfüllten Straßen kaum hinterher. Zu ihrer Linken hatte sich um ein Versteigerungspodest eine Menschentraube gebildet. Gutsbesitzer boten auf die armen, unglücklichen Seelen, die direkt von den Schiffen kamen. Ringsherum drängten die Massen vorwärts, einige schlurfend, die Füße in Ketten, andere geschäftig eilend.

Immer wieder tauchten zwielichtige Gestalten aus der Menge auf, blickten nervös hin und her und verschwanden sofort wieder.

Alanah drückte ihren Geldbeutel fest an sich, denn es war ihr klar, wie leicht diese Burschen ihr den sauer verdienten Lohn entreißen konnten. Nach dem Geschubse und Gedrängel durch die schmale Verkehrsstraße verspürte sie plötzlich den starken Drang, Natchez hinter sich zu lassen und nach Hause in die Stille des Waldes zu fliehen. Ihr Zuhause am Steilufer oberhalb von Cypress

Creek war zwar nicht mehr als eine Holzhütte und eine Scheune, aber es war ihr Eigen, ihres und Lydias, nachdem Betsy ...

Plötzlich trat Lydia einen Schritt auf die Seite und Alanah sah sich drei der rauesten Typen gegenüber, denen sie seit Langem begegnet war. Dabei war ihr der Anblick von Kerlen dieser Art durchaus vertraut.

Die unterschiedlich großen Männer klammerten sich aneinander, den schwächsten hatten sie in die Mitte genommen. Einer trug einen goldenen Ring im Ohr, war dunkelhäutig, hochgewachsen und breitschultrig, sodass sogar Lydia zierlich dagegen wirkte. Mühelos stützte er seinen kleineren Kameraden.

Alanah kräuselte die Nase. Betrunkene, wenn sie nicht alles täuschte.

Dabei war es noch nicht einmal zehn Uhr.

Ihr Blick blieb an dem dritten Mann hängen. Seine dunklen, Augen – durchdringend und von kohlschwarzen Wimpern gesäumt – waren auf sie gerichtet und nahmen sie gefangen. Alanah ließ unmerklich ihren Blick über ihn wandern. Wehende Hemdärmel, abgenutzte Hosen, die in kniehohen Stiefeln steckten, ein lose an der Taille hängendes Leder-Wams, dazu die rote Schärpe, die er genau wie seine Begleiter um den Leib gebunden hatte – das sagte Alanah schon alles. Wahrscheinlich stammten die Männer von einem der Schiffe im Hafen. Zu ihrer Überraschung machte ihr der Mann nun Platz, sodass sie durch die schmale Gasse zwischen der Gebäudezeile und den vielen Kisten, die entlang der gepflasterten Straße aufgestapelt waren, an ihm vorbeigehen konnte.

Der schwächliche junge Mann in der Mitte stöhnte, seine Beine knickten ein und er sackte zusammen. Die dunklen Augen seines Begleiters flackerten, als er und der dunkelhäutige Riese ihren Kameraden nur noch mit Mühe aufrecht halten konnten. Der Vierte im Bunde stand hinter den anderen, einen Seesack auf den Schultern tragend. Jetzt erst dämmerte es Alanah, dass diese Männer keineswegs betrunken waren, wie sie angenommen hatte, sondern dass der gebrechliche junge Kerl krank sein musste. Was

ihm fehlte, war schwer zu sagen, aber der glasige Blick in seinen Augen ließ auf Fieber schließen.

Unwillkürlich machte sie eine Bewegung auf ihn zu, aber Lydia trat sofort dazwischen und schirmte ihren Blick vor dem kranken Mann und seinen Begleitern ab. „Mistress Alanah, bitte ...“

Widerwillig nickte Alanah. „Ja, natürlich.“

Während sie an ihm vorbeiging, deutete der Mann mit den dunklen Augen, dem markanten Kinn und den von Wind verwehten Haaren ein Nicken in ihre Richtung an, sorgfältig darauf bedacht, ihr zu zeigen, dass er sie wahrgenommen hatte, aber keinesfalls belästigen wollte. Alles, was sie tun konnte, war, nicht zu lächeln. Für den Abstecher nach Natchez hatte sie sich etwas herausgeputzt, aber bald schon würde sie in das dunkle, schattige Unterholz der Zypressensümpfe zurückkehren.

Einem Impuls folgend griff sie in den Korb an ihrem Arm und zog einen kleinen Beutel mit gemahlener Magnolienrinde hervor. Sie drückte ihm dem Mann in die Hand und flüsterte ihm zu: „Eine Stunde einweichen. Das hilft gegen das Fieber.“

Er umklammerte ihre Hand, die noch immer den Beutel festhielt, und seine dunklen Augen suchten ihren Blick. „Seien Sie gesegnet, Miss.“

Als sie ganz unerwartet seinen irischen Akzent wahrnahm, machte ihr Magen für einen kurzen Moment einen kleinen Hüpfen.



Den Beutel an sich gedrückt, sah Caleb der davoneilenden Schönheit mit den goldenen Haaren nach. Welche Frau kümmerte sich schon um vier Herumtreiber am Hafen?

Er blinzelte und versuchte sich an die genaue Augenfarbe der jungen Frau zu erinnern. Aber alles, was ihm in den Sinn kam, war der majestätische goldene Löwe, der ihm einmal in der afrikanischen Steppe begegnet war. Diese breiten, gelbbraunen Augen

und das hellbraune, mit roten und goldenen Strähnen durchzogene Haar! Immerhin war die Frau lange genug stehen geblieben, um Mitleid für Reggies Notlage zu empfinden.

„Caleb?“ Tiberius' Stimme mit dem starken irischen Akzent rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

„'tschuldigung, Kumpel.“ Caleb hievte Reggies lahmen Körper etwas in die Höhe. „Ich war gedanklich woanders.“

„Sah ganz so aus.“ Der Maure blickte in die Richtung, in der die beiden Frauen verschwunden waren. „Zu dumm, dass wir nach drei Monaten auf dem Schiff nun auch noch die Ehre haben, diesen Typen auf seine Narrenmission zu begleiten.“

Caleb grummelte zustimmend.

„Ich hab's gehört.“ Reggie rappelte sich hoch. „Dann zieht doch Leine, ihr drei, und lacht euch ein paar Weibsbilder an! Ich find den Weg zu Bloomfields Büro auch blind.“

„Du hast ja eh die Augen zu!“, lachte Caleb leise. „Aber wenn du vielleicht so nett wärst, sie ein klein bisschen aufzumachen und uns zu zeigen, wo's langgeht, wären wir dir sehr verbunden.“

Reggie blinzelte und zeigte auf eine am Hang gelegene Reihe von Gebäuden. „Hier um die Ecke ist es. James Bloomfield, Esquire. Der Rechtsanwalt meines Vaters.“

Sie führten Reggie in die angezeigte Richtung. Er hatte ihnen erzählt, wie er nach Natchez gekommen war, um eine Ladung Baumwolle für seinen Vater zu liefern. Dabei sei er in einem Etablissement namens Blauer Reiher gelandet und schließlich irgendwann an Bord eines Schiffes aufgewacht. Wie er dort hingekommen war, war ihm unerklärlich.

Solche Geschichten gab es zuhauf und Caleb konnte selbst ein Lied davon singen. Dreieinhalb Jahre war er nun schon kreuz und quer über den Atlantik gesegelt und mehr als einmal unfreiwillig angeheuert worden. Er hatte in Afrika gekämpft und sich durch den Dschungel von Südamerika geschlagen. Anfangs war er begeistert gewesen von seinem Los, und es war ihm auch egal, unter welcher Flagge er diente, welchem Kapitän er unterstellt war oder welche Last ein Schiff transportierte. Wenn er freiwillig

zur See ging, konnte er, wann immer er wollte, auf ein anderes Schiff wechseln, ohne Angst vor einem bösen Nachspiel haben zu müssen.

Bis auf die Male, wenn er mit einer Schlinge um den Kopf die Laufbrücke hinaufgezerrt wurde.

Es war ein hartes Leben! Nie konnte er sicher sein, am nächsten Tag noch einmal die Sonne zu sehen. Aber besser als das Schuftentage daheim in Irland war es allemal.

Die Sehnsucht des jungen Caruthers – nach seiner Plantage zu Hause, nach seiner *Mam*, seinem *Pa* und seinem jüngeren Bruder – hatte Calebs eigener Reiselust jedoch einen Dämpfer versetzt. Zu seiner Schande musste er sich eingestehen, dass er kaum noch an seine Brüder dachte, seit er den Staub Dublins von seinen Füßen abgeschüttelt hatte.

Caleb schob die Gedanken an seine Brüder weit weg. Sicherlich hatten auch sie in der langen Zeit mittlerweile ihren Weg in der Welt gefunden, oder doch zumindest in Irland. Schließlich war er nicht für sie verantwortlich. Und Caruthers hatte seinen Lohn dafür bekommen, dass er ihm das Leben gerettet hatte. Caleb hatte dieses Landei nach Natchez gebracht. Dort würde er ihn bei dem Anwalt absetzen und wieder seiner Wege gehen: von Tag zu Tag, von Hafen zu Hafen, wohin immer der Wind ihn trieb.

Vielleicht würden diese quälenden Verlust- und Schuldgefühle, die immer dann in ihm hochkamen, wenn Caruthers von Heim und Herd sprach, mit ihm in den Norden verschwinden und Caleb fortan in Ruhe lassen.

Denn nach Hause zurückzukehren, war völlig ausgeschlossen. Nicht nach dem, was er getan hatte.

Finster blickte er auf die Schilder über den Hauseingängen. Er konnte zwar kaum lesen – gerade einmal den einen oder anderen Buchstaben entziffern –, aber irgendwie hatte er sich bisher trotzdem durchgeschlagen. Notfalls gab ihm die ein und aus gehende Klientel gewöhnlich einen deutlichen Hinweis darauf, welche Art von Etablissement er gerade betrat.

Bisher war er allerdings noch nie in die Verlegenheit gekommen,

eine Anwaltskanzlei suchen zu müssen. Und Reggie war dabei keine große Hilfe. Der Mann war kaum bei Bewusstsein.

Ein Mann taumelte aus einem nahe gelegenen Wirtshaus und stieß mit Caleb zusammen, war aber zu betrunken, um ihm das krummzunehmen oder Caleb gar für seine eigene Tölpelei zu beschuldigen.

„Könnten Sie uns vielleicht den Weg zu Bloomfield zeigen?“

„Hier lang, guter Mann“, zeigte der Betrunkene ihm mit dem Finger, „neben dem Schwarzen Ross.“

Und schon war er die Straße hinunter verschwunden. Caleb und Tiberius machten sich, gefolgt von Duff, auf den Weg zum genannten Wirtshaus. Wenig später hatten sie es auch schon erreicht. Links davon lag die ausgebrannte Ruine eines Lagerhauses, rechts davon ein kleines Gebäude zu Füßen einer Felswand. Ein Schild ließ darauf schließen, dass der Eigentümer den verschiedensten Beschäftigungen nachging, aber eine Abbildung fiel Caleb sofort ins Auge: Es war eine Waage, das Symbol für Gerechtigkeit.

„Reggie, Mann, wir sind da!“

Caleb klopfte. Eine raue Stimme rief sie herein.

Ein älterer Mann mit Glatze und Nickelbrille sah mit erhobenen Augenbrauen auf und ließ seinen Blick über die Eintretenden schweifen. Dann richtete der stämmige Herr blitzartig seine Aufmerksamkeit wieder auf Reggie. Er sprang auf und trat hinter seinem Schreibtisch hervor.

„Der junge Master Caruthers! Du bist zurück!“ Er packte Reggie an den Schultern und musterte ihn von oben bis unten. „Und keine Minute zu früh, so, wie du aussiehst!“

Ein schwaches Lächeln huschte über Reggies Gesicht. „Danke, Sir. Haben Sie etwas von meinem Vater gehört? Geht es ihm gut? Und meiner Mutter?“

Bloomfields Gesicht verdüsterte sich. „Leider habe ich keine guten Nachrichten. Wollt ihr nicht Platz nehmen?“

Ein Schatten legte sich über Reggies Heimkehr, als Bloomfield erzählte, dass sein Vater und seine Mutter mittlerweile aus dieser Welt in eine andere gegangen seien. Reggie ließ die Schul-

tern sinken und Bloomfield tätschelte ihn unbeholfen. „Es tut mir leid, so schlechte Nachrichten überbringen zu müssen. Aber, mein lieber Junge, deine Eltern würden sich freuen, dass du wohlbehalten zurück bist.“

„Und was ist mit meinem Bruder? Und mit der Plantage?“

„Dein Bruder ist verheiratet und führt mit deinem Onkel zusammen das Caruthers-Anwesen.“

„Verheiratet? Aber Weston ist ja fast noch ein Kind.“ Reggie rappelte sich mit Mühe hoch. „Ich muss sofort nach Hause!“

„Reisen kannst du in diesem Zustand nicht.“ Der Schock, der dem Anwalt ins Gesicht geschrieben stand, spiegelte auch Calebs Gedanken wider. „Bestimmt würden dir ein paar Tage Ruhe nicht schaden.“

„Ich bin schon viel zu lang weg. Ich muss sehen, wie es mit meinem Elternhaus steht. Ich brauche Pferde und Proviant. Könnten Sie das nicht für mich arrangieren?“

„Kann ich dich denn gar nicht überreden, noch ein paar Tage zu warten?“

„Auf keinen Fall!“

„Verstehe. Wenn das so ist, dann kümmere ich mich natürlich um alles.“ Bloomfield legte seine Fingerspitzen aneinander. „Aber, wenn ich das so sagen darf, du tätest gut daran, dich einer Gruppe anzuschließen, die in Richtung Norden unterwegs ist. Die Wegelegerer warten ja nur darauf, wieder irgendeinem einsamen Reisenden den Schädel einzuschlagen.“

„Natürlich.“ Reggie zuckte zusammen. „Ich weiß genau, was diese gesetzlose Bande mit Leuten macht, die allein ohne Freunde unterwegs sind. Schließlich bin ich vor acht Monaten mit rasendem Kopfweh auf einem Schiff aufgewacht.“ Er ließ seinen Blick zwischen Caleb, Tiberius und Duff hin und her wandern. „Wollt ihr nicht mit mir mitkommen? Ich werd dafür sorgen, dass ihr es nicht bereut.“

Sieben Tagesreisen – und das Gleiche wieder zurück –, so lange würde das Schiff bestimmt nicht auf sie warten. Andererseits wären sie beide ohne Reggie nicht mehr am Leben. Er mochte

zwar eine Landratte sein, aber immerhin hatte er sein Leben für sie aufs Spiel gesetzt.

Caleb zögerte nicht. „Abgemacht! Und zwar ohne Gegenleistung!“

„Okay“, murmelte Duff, der neben der Tür stand.

Tiberius sagte kein Wort, aber das war auch gar nicht nötig. Zwischen den vieren waren enge Bande entstanden, so seltsam es auch erschien. Sie würden Caruthers nach Hause bringen und sich dann zum nächsten Hafen aufmachen.

„Danke.“ Reggie wandte sich dem Anwalt zu. „Verzeihung, Mr Bloomfield. Ich hätte meine Kameraden vorstellen sollen. Ohne sie hätte ich die letzten Wochen nicht überlebt. Diesen Schrank von einem Mann nennen wir einfach Tiberius. Das ist zwar nicht sein richtiger Name, aber in seinem Dialekt kann den keiner von uns aussprechen, ohne sich die Zunge zu brechen. Das stille Wasser dort drüben ist Henry Duff, und der dunkelhaarige Ire ist Caleb O’Shea.“

„Angenehm, meine Herren ...“, Bloomfield hielt mitten im Satz inne und runzelte die Stirn. „O’Shea? Sie sind nicht zufällig verwandt mit Connor und Quinn O’Shea?“

Caleb stutzte. Was wusste dieser Mann von seinen Brüdern? Das Letzte, was er von Connor gehört hatte, war, dass er in North und South Carolina gewesen war, und Quinn und die Kleinen zu Hause in Irland.

„Doch. Sie sind meine Brüder.“

„Na sieh einer an!“ Bloomfield lächelte. „Ihre Brüder haben sich in Natchez niedergelassen. Das heißt, nicht direkt, sondern über den Trail eine Tagesreise Richtung Norden.“

„Meine Brüder sind hier? In Natchez?“ Caleb schluckte. „Alle?“

„So viel ich weiß, waren sie zu viert hier in den Kolonien.“ Bloomfield lächelte. „Seid ihr noch mehr?“

„Nein. Das sind alle.“ Caleb traute seinen Ohren nicht. Er hatte Connor seit Jahren nicht mehr gesehen. Sein älterer Bruder hatte Irland verlassen, nachdem sein Ruf ruiniert worden war. „Aber wie kann das sein?“

„Das ist eine lange Geschichte. Der Gouverneur hat Ihrem Bruder Connor ein Stück Land zugeteilt. Und das ist noch nicht alles – der Glückspilz hat auch noch die Tochter eines Plantagenbesitzers geheiratet. Er lebt auf einer Plantage namens Breeze Hill.“ Bloomfield verschränkte die Hände vor seiner Brust und sah zufrieden mit sich aus. „Und er hat mit Thomas und William Wainwright zusammen ein Holzunternehmen gegründet. Sie wollen Baumstämme den Mississippi hinunterflößen. Mr Wainwright hat mich sogar beauftragt, Holzarbeiter für sein Holzfällerlager zu finden. Der Treck bricht morgen auf. Vielleicht möchten Sie ja Ihre Brüder sehen, wenn Sie schon einmal hier sind.“

Von der gleichen Autorin

Das Haus hinter den Magnolienblüten

gebunden

368 Seiten

ISBN 978-3-7655-0607-9

auch als E-Book erhältlich



1792: Nach dem Tod ihrer Eltern wird die junge Irin Kiera mit ihren beiden Schwestern nach Amerika geschickt. Doch statt des versprochenen Ehemanns erwartet sie dort der skrupellose Besitzer eines Freudenhauses, der ganz andere Pläne mit den dreien verfolgt ...

Quinn O'Shea, der schon auf der Schiffsüberfahrt ein Auge auf Kiera geworfen hat, rettet die Schwestern in einer waghalsigen Aktion aus den Fängen des Mädchenhändlers und nimmt sie kurzerhand mit auf die Plantage seines Bruders. Während das Band zwischen Kiera und Quinn immer stärker wird, hat der Bordellbetreiber den Raub seines „Besitzes“ nicht vergessen und setzt alles daran, die Schwestern wiederzufinden ...

„Dieses Buch zählt definitiv zu meinen Lieblingsbüchern.“

Liberace, LovelyBooks

„Liebe, Spannung, Humor, historische Hintergründe und viele feine Zwischentöne – ein rundum gelungenes Werk.“

Furbaby_Mom, LovelyBooks